Witze

und

Anekdoten

aus dem

Theaterleben.

Zur Unterhaltung

für

lachlustige Leute.

Erfurt.
E. Weingart.
(Körner'sche Buchhandlung.)

„Die Schauspieler beklagen sich sämmtlich, daß Sie schlecht vorreden", sagte der Director eines Theaters zum Souffleur. „Verzeihen Sie", entgegnete dieser, „die Herren und Damen reden mir schlecht nach, darin liegt es allein."

Ein Pariser Theaterblatt erzählt von dem verstorbenen französischen Dramen-Dichter Marc-Michel nachstehende Anekdote. Im Theater des Palais-Royal wurde ein Stück dieses Autors unbarmherzig ausgepfiffen. Das Unglück wollte, daß Marc-Michel, der der Aufführung beiwohnte, gerade neben einem Menschen stand, der den Hauptscandal machte, indem er auf seinem Hausschlüssel pfiff. Um sich zu rächen, bat er den Pfeifer um diesen Hausschlüssel, indem er ihn weißmachte, er wolle darauf noch einen weit stärkeren Lärm machen. Kaum aber hatte der Verfasser des unglücklichen Stückes den Schlüssel, so drängte er sich durch die Masse und verschwand. „Der Kerl soll wenigstens die Nacht auf der Straße bleiben", rief er triumphirend aus.

„Warum endigen denn alle Lustspiele mit einer Heirath?" fragte eine junge Dame einen Dichter. „Mit der Heirath, mein Fräulein", erwiderte dieser, „beginnt in der Regel das Trauerspiel des Lebens."

Ein Sängerin detonirte dermaßen eines Abends bei einer Vorstellung, daß ein Kunstkenner, der sich auf der Gallerie befand, darüber aus der Haut fahren wollte.

„Aber beruhigen Sie sich doch", sagte ein neben ihm sitzender Berliner, „det kann ja mal vorkommen, sie werden ihr vielleicht 'ne falsche Walze injelegt haben."

Ein Herr und eine Dame standen im Theater an der Kasse, um sich Billete zu lösen. Plötzlich drängte ein elegant gekleideter Herr die Dame zurück, stellt sich vor sie und erwischt das für sie geforderte Billet. Indem er sich damit entfernen will, ruft ihm der Herr zu:

„Wissen Sie, wie man ein solches Benehmen gegen eine Dame auf gut deutsch nennt?"

„Zuvorkommend!" entgegnet der Andere und ging fort.

Geyer und Wohlbrück waren berühmte Schauspieler zu Weimar. Der Erste trat einmal nach langer gefährlicher Krankheit als König Philipp in Don Carlos wieder auf. Da er ein Liebling der Weimaraner war, so empfing man ihn mit nicht endenwollendem Applaus. Dies rührte Geyer so sehr, daß er, ganz den Character seiner Rolle vergessend, vortrat und eine große Dankesrede hielt.

Der witzige Wohlbrück, den Alba spielend, sagte dabei zu seinem Nebenmann: „Da geht eben der König Philipp zum Geyer."

Es scheint, daß die Krankheitsausreden der Sängerinnen sich abgenutzt haben, und neue Auswege gesucht werden müssen. Madame Fischer-Achten, Sängerin in Braunschweig, ist auf ein noch nie gebrauchtes Mittel gefallen. Um die dritte Aufführung der Oper: „Maria Dolores, oder der Meineid" von Köhler zu hintertreiben, hat diese Sängerin, nachdem sie in den zwei ersten Vorstellungen ohne Widerrede aufgetreten war, plötzlich erklärt, ihr Gewissen verhindere sie, ferner die ihr zugewiesene Rolle zu spielen — weil sie in derselben einen Meineid zu singen habe. Zur Unterstützung dieses Gewissensscrupels wies sie ein schriftliches Verbot ihres Beichtvaters des Dechanten *** vor.

In Oesterreich, besonders in Wien war bekanntlich die Theater-Censur sehr strenge und es durfte auf der Bühne kein Wort mehr gesagt werden, als was diese bei der Durchsicht des zu gebenden Stückes in demselben hatte stehen lassen.

Es wurde nun im Theater an der Wien die bekannte Posse „Rochus Pumpernickel" gegeben. Der damals dort beliebte Komiker Hasenhut spielte den Rochus, welcher zu Pferd auf die Bühne kommt und auf demselben reitend ein Lied zu singen hat.

Während er dies vorträgt, fängt das Pferd an zu rossen. Man lacht unten allgemein. Hasenhut wird aufmerksam, sieht sich um und als er die Ursache des Lachens entdeckt, schlägt er das Pferd mit der Reitpeitsche, indem er sagt:

„Bringe mich nicht mit dem Censor in Conflict, das Extemporiren ist verboten." Ein ungeheurer Beifallsturm begleitete die treffende Persiflage.

Der Heldenspieler einer reisenden Schauspielergesellschaft hatte oft eine so trockene Kehle, daß er mehr hineingießen mußte als sein Geldbeutel zahlen konnte. So kam es denn, daß er bei der Abreise der Gesellschaft dem Wirthe, wo er täglich verkehrt hatte, eine erkleckliche Anzahl Maß Bier schuldig blieb und sich heimlich entfernte.

Jahre vergingen. Die Gesellschaft kam wieder und mit ihr der Heldenspieler. Sein Durst war der alte geblieben und da er seiner früheren Schuld nicht mehr gedachte, so ging er auch gleich am ersten Abende mit seinen Collegen wieder in das alte Bierlokal. Indem ihm nun der Wirth das eben bestellte Maß Bier vorsetzte, sagte er zugleich, um ihn an seine Schuld zu erinnern:

„Herr R., es stehen noch vierzig Maß Bier seit Ihrem vorigen Hiersein." Der Schauspieler sieht ihn ruhig an und entgegnet: „Schütten Sie sie weg, die sind ja längst sauer geworden."

Ein Berliner Kritiker nennt das Ballet „das auf Kosten des Kopfes“ sich entwickelnde Denken der Beine.

Der Zigeunerhauptmann in Preziosa hat zu sagen: Was wir brauchen, das haben wir! Er versprach sich aber und sagte ganz gravitätisch: „Was wir haben, das brauchen wir auch!“ — „Das glaube ich!“ rief lachend eine Stimme im Parterre.

Eine wandernde Truppe führte in einem Städtchen den unverwüstlichen „Freischütz“ auf. — Agathe, eines Schulmeisters Tochter aus der Umgegend von Taubenheim, machte ihren ersten theatralischen Versuch zu allgemeiner Zufriedenheit. Im letzten Acte, wo Max nicht schießen soll, hatte sich im entscheidenden Moment ein Hausthier in der Scheune eingefunden, welche hier die Welt bedeutete; Agathe, ein ländliches Mädchen ohne Furcht und Tadel, in der Meinung, daß Maxen's Rohr sich auf diesen Vogel richten werde, der gleichwohl für eine Taube viel zu groß war, schrie hingerissen von naturgeschichtlichen Erinnerungen des Vaterhauses: „Max, schieß nicht, ich bin die Gans!“

Die Intendantur der königlichen Schauspiele zu Berlin zeigte in ihrem Repertoir an: „Wegen Unpäßlichkeit der Demoiselles Brexendorf, Marx und Tuczeck kann die Oper: „So machens Alle!“ nicht gegeben werden.“

Unser Tenor heißt Adler, früher hieß er Gabler, hat aber schon lange das hohe G verloren, bald verliert er auch noch das A und dann heißt er „Blärr“. (Würzb. Zeitung.)

In Rouen gastirte eine Schauspielerin, welche zu einem Statisten zu sagen hatte: „Ich weiß es, mein Prinz, daß Sie

den Ton der Trommel der schönsten Musik vorziehen." Bei diesen Worten brach das gesammte Auditorium in helles Gelächter aus. Die verblüffte Schauspielerin, die sich bewußt war, keinen Fehler gesprochen zu haben, zog sich zurück und interpellirte verletzt den Director. Dieser nun gab ihr die beruhigende Aufklärung, daß der von ihr angesprochene Statist der — Stadttambour sei.

Die bekannte Sängerin Küchenmeister-Rudersdorff trat einst in der „Nachwandlerin" auf, wo sie zu singen hatte: „O gieb mir Kraft zu tragen!" Sie versprach sich aber und sang ohne zu stocken: „O gieb mir Tafft zu Kragen."

Alexander Dumas Vater trat keuchend ins Cabinet eines Theaterdirectors, welcher einst mit seinen Stücken viel Geld gemacht hatte. — Freund, sagte er mit seiner gewohnten Bonhommie und gewinnenden Innigkeit, wenn ich Dich bitten würde, Du solltest, um mir das Leben zu retten, mir monatlich hundertfünfzig Francs geben, würdest Du es thun? — Das will ich meinen! — Ich danke Dir. — Und ohne sich näher zu erklären, rief Dumas ein junges Mädchen herbei, welches im Vorzimmer geblieben war und zeigte ihm den Director. Liebes Kind, sagte er, der Director da engagirt Dich und giebt Dir monatlich hundertzwanzig Francs. — Auf diese Weise hat das Théâtre du Chatelet in unverhoffter Weise eine Vermehrung seines Personals erhalten.

Augustine Brohan, die große Schauspielerin von Théâtre français, hatte eine scharfe Zunge. Man rühmte in ihrer Gegenwart das schöne Benehmen einer großen Dame, welche von den Galanterien ihres Souverains verfolgt, diesem den Bescheid gegeben hat: „Der König ist Herr über mein Leben und mein

Vermögen, nicht aber über meine Ehre." — „Ja", sagte Auguſtine, „ſie hat vollkommen Recht, denn wo nichts iſt, hat der Kaiſer das Recht verloren."

Roſſini wohnte mit Hector Berlioz in der großen Oper zu Paris einer Aufführung von Méhuls Oper „Joſeph in Egypten" bei. Der Tenor, welcher die Titelrolle ſang, war ganz heiſer. Als er bei der Strophe des bekannten Liedes: „Ich war ein Jüngling noch" angekommen war, welche lautet:

„Eine Grube war daneben;
Da hinein verſenkt man mich;
Ach! Ich denke d'ran mit Beben;
Sie war kalt und ſchauerlich!"

wendete ſich Roſſini zu Berlioz mit den Worten: „Mir ſcheint, Joſeph hat wirklich zu lange in der Grube gelegen!"

Ein junger Theaterdichter, der ſchnell zur Berühmtheit zu gelangen wünſchte, ſagte zu Scribe vertraulich: „Sind wir nicht die beſten Theaterdichter unſerer Zeit?" — „Ja, mein Lieber", war die Antwort, „Ihre Meinung iſt allerdings wahr, aber nur zur Hälfte."

Als die Sängerin S. auf dem Theater zu Frankfurt a. M. in einem äußerſt reizenden und brillanten Coſtüm auftrat und mit rauſchendem Applaus empfangen wurde, erhob ſich aus dem erſten Range ein kleiner ſehr fein gekleideter Herr, trat an die Brüſtung der Logenreihe und dankte ſehr höflich für die ihm widerfahrene Ehre. Man kannte den Mann nicht und hielt ihn daher für einen Fremden, der eine Art Rappel habe. Ein hinter ihm ſitzender Fremder zog ihn auch etwas derb an ſeinem Rock und hieß ihn die Vorſtellung nicht ſtören. „Was wollen Sie?" frug der Kleine, „warum ſoll ich mich nicht bedanken, wenn mir ſolche

Ehre widerfährt." — „Ihnen? was fällt Ihnen ein?" — „Nun wem denn sonst? ich habe ja das Kleid gemacht, was so applaudirt wird, ich bin der Kleiderfabrikant M. R." —

Theatralische Reclame. Das Royal Afred-Theater in London ließ 12 Männer in phantastischem Costüme auf den Straßen umherspazieren. Sie trugen auf den Rücken große, in Goldrahmen eingefaßte Oelgemälde, welche die verschiedenen Künstler des erwähnten Theaters in Lebensgröße darstellen.

Ueber einen komischen Vorfall im Kruse-Theater zu Breslau berichtet die Br. Z.: Das Gastspiel des Herrn Alexander Liebe am Sonntag als „Kean" in dem gleichnamigen Stücke hatte ein überaus zahlreiches Publikum angezogen; das Haus war ausverkauft. Herr Liebe wußte auch in die leidenschaftlichsten Stellen ein so richtiges Maß zu legen, daß seine Leistungen mit allseitiger Befriedigung aufgenommen wurden und das Publicum Applaus in Fülle spendete. — Zu einigen sehr spaßhaften Mißverständnissen gaben die Stellen Anlaß, in denen die Handlung gewissermaßen zur Wirklichkeit wird und in die Gegenwart überspringt. Der Schauspieler Kean, der sich zum Beschützer der Unschuld aufgeworfen, geißelt von der Bühne in directen Angriffen die verführerischen Umtriebe einiger Lords, mit denen er im Leben im Verkehr steht. Um das Bild anschaulicher zu machen, erscheinen die bei der Aufführung agirenden Schauspieler als Lords und Ladys im Costüm auf reservirten Plätzen im Theater. Ein Theil des Publikums drückte schon bei dem Erscheinen der costümirten Zuschauer sein Erstaunen in ziemlich lauter Weise aus, als aber gar einer der Lords den gegen ihn eifernden Kean zur Rede stellt und das Herablassen des Vorhanges verlangt, da Kean in einer das Publikum beleidigenden Weise extemporire, erschallt von der Gallerie, anscheinend aus einer

Berliner Kehle, der laute Ruf: „Schmeißt ihn raus!“ worüber das Publikum in ein schallendes Gelächter ausbricht und auch die Schauspieler den Lachkitzel kaum zu unterdrücken vermögen.

Man schreibt aus Berlin: Eine bezüglich unserer neuen „Theater“ höchst characteristische Anekdote ist folgende: An die Casse eines derselben, welche für 3 Sgr. Webers „Freischütz“ nebst freiem Genuß des Tabakqualms darbietet, trat ein höchst schlicht gekleideter Berliner, griff in die weite Seitentasche seiner Jacke und sagte: „Ick will man blos vor'n Sechser Wolfsschlucht sehn.“

Ludwig Devrient als Ehestifter. Von dem für die Kunst leider zu früh gestorbenen genialen Ludwig Devrient erzählt uns einer seiner früheren Bekannten einen Schwank, der zu Breslau spielte und ein wahrhaftes Lustspiel-Sujet bildet. Der große Menschendarsteller trifft einst auf der Promenade einen jungen Mann, der höflich seinen Hut abzieht. „Herr Devrient, kennen Sie mich nicht mehr?“ — Das schwarze rollende Auge des Mimen heftete sich auf den Mann, Devrient erkennt in ihm einen Conditorgehülfen, der ihm in Dessau manches Glas Punsch verabreicht. Fröhliche Stunden tauchen in der Erinnerung auf, Devrient reicht ihm die Hand und erfährt, daß sich der ehemalige Dessauer Conditor-Garçon jetzt in Breslau selbst etablirte, schon seit einem Vierteljahre. Ludwig geht augenblicklich mit, er muß die neue Conditorei kennen lernen. Daselbst angelangt, findet er in dem niedlichen Lokale Alles vortrefflich, nur Eins fehlt — Publikum. Das ist der ernste Punkt, der an unserm Conditor nagt und ganz besonders heute, denn er hatte eine Braut, heute Abend kommt der reiche, aber knickerige Vater aus der Provinz und will sich mit eigenen Augen überzeugen, wie das Geschäft geht, ob sich

etwas von seinem künftigen Schwiegersohn erwarten läßt ꝛc. Das war etwas für Devrient. Geduld, Freund, wenn nur das Mädchen einverstanden, der Alte soll schon mit dem Gelde herausrücken, er soll heut' Abend schon seine Freude an dem flotten Geschäfte haben. Ein paar Thaler müßt Ihr freilich an's Bein binden, denn ich werde Gäste mitbringen, denen gerade nicht das Geld zur Tasche herausfällt. Ein Opfer, so groß wie Sie es wünschen, mein Herr Devrient. — Wann kommt der Alte? — Heute Abend nach sieben Uhr. — Ein Glück, daß wir heute nicht Komödie spielen, dafür werde ich aber hier agiren. Adieu! — Abends nach 6 Uhr füllt sich die Conditorei schon mit Menschen, meist Studenten. Endlich kommt auch Devrient mit etlichen seiner Freunde und Collegen. Heda! ein Glas Punsch! Glas Bordeaux! Glas Grog! Heisa, das ist ein Leben. Schlag 7 Uhr kommt der Schwiegervater in spe. Na! der macht Augen, er findet kaum Platz. Jetzt beginnt Devrient seine Rolle. Herr Doctor, Herr Professor, spielen Sie eine Partie Domino? — Ja, kommen Sie. Er geht hinten hinaus, kommt nun als ein kleines Männchen mit einer Brille auf der Nase herein. — Ah' guten Abend, Herr Justizrath, reden ihn etliche in der Runde an, wie 'geht's? Gut, mein Herr Doctor! — Die Thür geht auf. Bon soir, Herr Commissarius. Unterdessen dampft die Punschbowle, es wird immer heiterer, die Fröhlichkeit lockt freiwillige Gäste von der Straße, etliche Studios vertilgen ganze Gebirge von Kuchen. Dominosteine klappern in allen Ecken, die Doctorwürde ist beispiellos leicht zu haben. Endlich läßt sich Devrient, der Herr Justizrath, mit dem zukünftigen Schwiegervater in ein Gespräch ein, wo er den Conditor und dessen Wirthschaft gewaltig in ein gutes Licht setzt. Der Alte trinkt selbst Punsch und Grog, er wird fidel, wie noch nie, gegen halb zehn Uhr kommt seine Ehehälfte mit der Tochter auch noch angerückt, Väterchen ist im besten Humor und — willigt noch selbigen

Abend in die Verbindung. Seit jenem Abend kam das nette Kneipchen in die Höhe, der Conditor heirathete, und ist heute noch ein glücklicher Familienvater mit zwei Häusern und stattlichen Gärten.

Das Théâtre italien, bei dem Carlin engagirt war, durfte keine musikalischen Vorstellungen geben. Ein Esel, der auf der Bühne erschien, ließ ungenirt sein „I—a!“ ertönen. Still — rief Carlin — uns ist die Musik verboten.

Eine junge Chorsängerin in Petersburg kam zu einem ihr bekannten Lehrer mit der Bitte, ihr die Benennung der Noten zu sagen. „Wozu denn?“ fragte er. „Ich bin bei der Oper als Choristin angestellt mit 800 Rubel Gehalt.“ — „Sie haben ja keine Stimme!“ — „Freilich nicht, allein wenn Alle zusammenschreien, so öffne ich nur den Mund und klappe ihn wieder zu, wer mich dann ansieht, denkt ich sänge mit.“ — „Aber der Chordirector?“ „Von dem bin ich eben empfohlen.“

Eine Schauspielerin bei einer kleinen reisenden Gesellschaft schrieb an eine Freundin: „Mein Mann ist gestern in der Zauberflöte als „Sahra-Stroh“ mit vielem Glück aufgetreten.“

Zugpflaster. In Cöln wurde „die Regimentstochter“ gegeben; die Direction zeigte an, daß zwei Sängerinnen die Regimentstochter an einem Abend abwechselnd singen und beide zu Pferde kommen würden.

Fräulein Gallmeyer bemerkte nach den ersten Debüts in Hamburg, daß ein eleganter junger Mann stets in der ersten Reihe des Parterre saß und sie mit Beifall überhäufte. Gegen derartige Aufmerksamkeiten ist keine Schauspielerin unempfindlich, und bald belohnte ein freundlicher Seitenblick die Bemühungen

des Applaudirwüthigen. Ermuthigt durch diese zarte Aufmerksamkeit wartete der Jüngling vor dem Bühnenausgange. Fräulein Gallmeyer erkannte ihn trotz der herrschenden Dunkelheit, und kühn trat er heran und erbat sich die Erlaubniß, sie im Hôtel besuchen zu dürfen. Diese ward ihm nach einigen Widerstreben gewährt, und am andern Tage fand sich der Hamburger Jüngling in ihrem Salon ein. Die Bekanntschaft mit dem schwärmerischen Jüngling amüsirte die Localsängerin, und Beide sahen betrübten Sinnes dem Ende des Gastspieles entgegen. Am Vorabende der Abreise des Fräulein Gallmeyer von Hamburg fand sich der schüchterne Jüngling bei seiner Gönnerin wieder ein. Sie sah ihm an, daß er etwas auf dem Herzen habe. „Was druckt Di denn, mei Bubi?“ sagte sie zu ihm in dem ermuthigendsten Tone, und zögernd erwiederte der Angesprochene: „Ich habe eine Bitte, es dürfte leicht sein, mir sie zu erfüllen, gedulden Sie sich einen Augenblick, ich springe nur in meine Wohnung und bringe die Kassette sogleich her. „In froher Ahnung verbrachte die Schauspielerin die Spanne Zeit bis zur Wiederkehr des Jünglings. Der Schüchterne, dachte sie, er traut sich nicht einmal mir ein Souvenir zu überreichen. Was es wohl sein mag? Doch sie hatte nicht lange Zeit zur Ueberlegung, der Bittsteller war bereits zurückgekehrt, ein zierliches Kistchen unterm Arm. „Sehen Sie, mein Fräulein“, sagte er — indem er das Kästchen öffnete — „die feinsten Bremer Cigarren. Sie haben ja viele noble Bekanntschaften in Wien, nehmen Sie doch das Musterkästchen mit und recommandiren Sie mich bei den Wiener Cavalieren. Ich bin ein Cigarrenhändler am Platze und garantire Ihnen zehn Procent Rabatt.“ Es ist wohl überflüssig, die komische Geschichte mit dem Schlusse zu ergänzen, daß der Jüngling mit sammt seinen „Importirten“ sich plötzlich vor dem Thore des Hôtels befand, ohne daß er wußte, wie er so schnell ein „Exportirter“ geworden.

Rührende Einsprache gegen eine schwere Verläumdung. Die berühmte Sängerin der Opéra comique zu Paris, Madame Delphine Ugalde, richtet an den Redakteur einer vielgelesenen Zeitung ein herzzereißendes Schreiben, welches die Theilnahme aller Frauen zu erregen geeignet ist, und dessen Text wir hier wörtlich folgen lassen:

„Herr Redacteur! Am 15. August beendigte ich meine Rundreise in der Provinz und alsbald werde ich nach Paris zurückkehren. Vorläufig müssen Sie mir bezüglich meines Alters zu Hülfe kommen, das sie eben so gut kennen wie ich selber. Die Provinzial-Presse hat mir die lobendsten Artikel gewidmet, aber zum Unglück fangen sie unabänderlich an: „Trotz ihres hohen Alters besitzt Madame Ugalde eine der unwiderstehlichen Stimmen.“ ... Wer würde glauben, daß Madame Ugalde „in ihrem Alter“ so viel Stimme, so viel Reize besitzt? ... Man muß Madame Ugalde hören und sehen, um sich durchdrungen zu fühlen von dem ausnehmenden Talent, welches aus ihr, trotz ihres Alters, eine unserer berühmtesten ꝛc. ꝛc. ... Welche Jugend, welches Talent! Madame Ugalde muß die Quelle der Jugend wiedergefunden haben. ... Sogar Einer von der Feuermannschaft that die Aeußerung: „Wie Madame Ugalde nur wohl erhalten ist. Man würde niemals glauben, wenn man sieht, daß sie fünfzig Jahre zählt....“ Wenn das eine Pein genannt werden kann, ist es wohl Zeit, daß sie endet. Am Ende kann mir die Voraussetzung in der Laufbahn, welche mir übrig bleibt, nachtheilig sein. Ich bin am 3. December 1829 geboren und da dieser Monat der Grund ist, daß man mich um ein Jahr älter macht, ziehe ich es vor, mich um 27 Tage jünger zu machen und zu sagen, daß ich am 1. Januar 1830 geboren bin. Das ist wenig, und ich bin gewiß, daß ich die Einzige bin, welche sich um so Geringes jünger macht. Doch ꝛc. ꝛc. ... Die Ihrige und auf baldiges Wiedersehen. Delphine Ugalde.

Meyerbeer hat zwar für seine Opern bekanntlich viel Geld ausgegeben, aber er war auf der andern Seite doch auch wieder recht sparsam. Einst auf einer Probe in der Opéra comique zu Paris sagte er zu dem Orchesterdiener: „Monsieur Carron, ich bitte, gehen sie in meine Wohnung und holen Sie mir die Partitur, welche auf dem Clavier liegt.“ — Monsieur Carron stürzt eilig ab. — „Monsieur Carron, Monsieur Carron!“ ruft Meyerbeer dem Diener nochmals zurück: „Sie machen den Weg nicht für mich, sondern für die Administration.“

Bei den Musteraufführungen in Baden-Baden ereignete sich der amüsante Fall, daß in der Schlußscene des „Don Juan“ der steinerne Gast durch ein Mißverständniß des Maschinisten viel zu früh versenkt wurde und daß fast die ganze große Scene ohne den Gouverneur spielte, der indeß pflichtgemäß seine Partie aus der Tiefe heraufbrüllte! Sehr begreiflich, daß der Don Juan (Herr Betz) seine Partie vor Lachen kaum zu Ende singen konnte.

Aus dem Wiener Operntheater wird ein treffendes Wort erzählt. In den letzten Tagen lief in Bezug auf die Aufführung der „Afrikanerin“ eine Doppelklage ein. Die Chorstimmen sangen zu schwach und dann wollten sich mehrere derselben das Gesicht nicht färben. „Wissen Sie was“, erhielt der Beschwerdeführer zur Antwort, „lassen Sie die Leute Probe singen bis sie schwarz werden, dann haben Sie beide Uebel mit einem Schlage gehoben.“

Ein kleiner Mädchenstreich. Eine von Genast mitgetheilte Anekdote betrifft die als Fürstin-Liechtenstein in den höchsten aristokratischen Kreisen Wiens lebende, früher hoch gefeierte Sängerin Sophie Löwe. Sie war in ihrer Jugend das unbändigste Kind, das sich denken ließ. Einst kam sie mit hochrothem Ge-

sicht, zerzausten Haaren, zerrissenem Mantel und einem Schuh in der Hand nach Hause. Wahrscheinlich war sie in einer Rauferei mit Jungen gewesen, denen sie immer einen Schabernack anzutun wußte. Außer sich rief die Mutter, es sei mit ihr nicht mehr zum Aushalten, sie solle nun aber auch wirklich in die Pension. Jetzt ging das Jammern Sophiens los. „Ach, liebe gute Mutter, um Gottes Willen nicht in die Pension, nur das nicht, ich will's gewiß nicht wieder thun u. s. w." Dabei stürzten aus ihren schönen, braunen Augen stromweis die Thränen. Genast fiel es auf, daß sie sich nach jeder solchen Jammerphrase umdrehte und die Thränen abzuwischen schien. Er erfaßte endlich ihre Hand und entdeckte in derselben ein Stück Zuckerkand, an dem sie bei ihren Kopfwendungen jedes Mal geleckt hatte. Genast hielt ein schallendes Gelächter nicht zurück und die Mutter verließ schnell das Zimmer, um nicht ein Gleiches thun zu müssen.

Im Theater zu Marseille ereignete sich folgende spaßhafte Episode: Ein junger Rekrut, der Statistendienste that, hatte den Auftrag, einen Schauspieler gefangen zu nehmen. Dieses Auftrages entledigte sich der junge Mann so pünktlich, daß er den Mimen nicht nur unsanft bei der Kehle faßte, sondern auch der Frau, die von ihm mit einer Umarmung hätte Abschied nehmen sollen, nicht gestattete zu nahen. Der Fortgang des Stückes wäre in Frage gestellt gewesen, wenn einem Schauspieler, der den Brigadier und Vorgesetzten des Soldaten gab, nicht der Einfall gekommen wäre, auf die Bühne zu treten und dem pflichtgetreuen Haltefest zu bedeuten, er möge den Gefangenen loslassen. Das Pulicum gerieth, wie man sich denken kann, in ein unauslöschliches Lachen und nachdem der Vorhang gefallen war, rief es den jungen Krieger stürmisch hervor, der denn auch

erschien und mit einer Gravität den Applaus in Empfang nahm, die bewies, wie bewußt er sich dessen war, seine Schuldigkeit gethan zu haben.

Ein Kritiker erbat sich von der Tänzerin Elsler einen Schuh; die Tänzerin gewährte seine Bitte und füllte den Schuh noch dazu mit Ducaten. Bei dem Anblicke dieser Großmuth brach der Ueberraschte in die gerührten Worte aus: „Ach, göttliche Fanny, warum haben Sie doch einen gar so kleinen Fuß?"

In den chinesischen Theatern giebt es einen eigenthümlichen Recensenten, einen Polizeibeamten, der einen sehr bequemen Platz hat, um regelmäßig zu schlafen. Die Schauspieler müssen sich hüten, nicht so sehr zu schreien, daß sie ihn wecken. Geschieht dies, so werden sie wegen schlechten Spiels in Strafe genommen.

„Von wem ist doch die Lucia?" fragte Jemand. „Nun von Lammermoor!" war die Antwort.

Im Jahre 1730 führte man zu Limoges eine Oper zur Feier der Ankunft eines neuen Gouverneurs auf. Das Stück war voller Anspielungen auf diesen neuen Helden. Gleich beim Anfange war die Scene — Nacht, von einzelnen Sternen erleuchtet, und man begann mit dem merkwürdigen Verse:

„Soleil, vis-tu jamais une si belle nuit?"
O Sonne, sahst du je solch eine schöne Nacht?

„Gehen Sie heute ins Theater?" wird ein dramatischer Schriftsteller gefragt. — „Ich gehe überhaupt nicht mehr ins Theater. Wenn die Stücke meiner Herren Collegen schlecht sind, langweile ich mich, sind sie gut, so ärgere ich mich."

Die berühmte äußerst witzige und äußerst unordentliche vormalige Sängerin, Demoiselle Arnould in Paris, kam in spätern Jahren so herunter, daß sie ihre schöne Möbeln und Galanteriesachen verkaufen mußte. Mehrere Damen beschwerten sich, daß sie zu hohe Preise mache. — „Meine Damen, Sie möchten sie wohl lieber für das, was sie mich kosten?“ sagte sie.

Eine polnische Judenfamilie wollte sich bei ihrem Aufenthalte zur Messe in *** an einem Sabbattabend gütlich thun und das Schauspiel mit ansehen. Man gab gerade Benda's Ariadne. Als Ariadne erwachte und wiederholt: „Theseus! mein Theseus!“ rief, schüttelte der Hausvater schon verschiedene Male etwas unwillig den Kopf; als sie beim Herannahen des Sturms denselben Ausruf noch ängstlicher wiederholte, vermochte er seinen Unwillen nicht mehr in sich zurückpressen und sagte eifrig zu seinem Nachbar: „Na, da seht nur — so sind sie, die großen Damen! Hat kaum ausgeschlafen, und macht sie nicht ein Geschrei um ihr Theezeug!“

Ein Figurant an einem Pariser Theater verlangte von seinem Director Zulage. „Herr Director“, sagte er zu ihm, „seit acht Jahren bin ich schon an ihrem Theater, ich habe Frau und Kinder und bekomme per Abend nur 1 Franc, wäre es denn nicht möglich, eine Zulage zu erhalten?“ „Ja, ich entsinne mich Ihrer in der That. Im dritten Act der „Cameliendame“ haben Sie ja wohl am Spieltisch fünf Louisd'or zu setzen.“ — „Ganz recht, Herr Director.“ — „Und Sie wollen Zulage? Nun gut, von heute an autorisire ich Sie, fünfundzwanzig Louisd'or zu setzen.“

Ein richtiger Schauspieler muß dreißig Jahre dem Theater angehören: zehn Jahre, um Schulden zu machen, zehn Jahre, um sie zu bezahlen und zehn, um sich etwas zu ersparen.

(Figaro.)

Japanische Contremarken. Auch in den Theatern Japans werden an die Theaterbesucher, welche das Haus während der Vorstellung verlassen, Contremarken ausgegeben, d. h. sie bekommen den Theaterstempel in blauer Farbe auf die Hand gedrückt.

Ein komischer Vorfall hat sich in einem New-Yorker Theater zugetragen. Das Kleid einer Schauspielerin wurde beim Aufziehen des Vorhanges von diesem gefaßt und die Dame trat wider ihren Willen eine Luftfahrt an. Das Publicum, an alle mögliche Arten von Reclame gewöhnt, glaubte, der Zwischenfall sei absichtlich zu Gunsten einer Fabrik von Unterröcken herbeigeführt.

Bezähmung einer Widerspenstigen. In Jardin Mabille bemühte sich ein Herr, den widerspenstigen Sinn eines der anwesenden Dämchen zu zähmen. Er machte die verlockendsten Anerbieten, Complimente, Liebesbetheurungen, die Schöne indeß wendet kaum den Kopf nach ihm. Schließlich sagt er im Laufe seiner einseitigen Conversation: Heute habe ich in einem Laden der Rue de la Paix prachtvolle Ohrgehänge gesehen, Perlen und Diamanten." — „Ohrgehänge", ruft das schüchterne Mädchen, „mein Herr, ich bin ganz Ohr!"

Eine Pariser Theaterprinzessin richtete an eine Collegin folgende Frage: „Warum nimmst du deine Mutter nie mit ins Theater?" — „Weil sie Lust bekommen könnte, ihre Autorrechte bei mir zur Geltung zu bringen."

Im „Rappel" erzählt Blum eine ganz artige Geschichte. — Ein junger, noch unbekannter Autor überschwemmte das Cabinet eines Theaterdirectors mit seinen Manuscripten. Der Director, von Hause aus wohlwollender Natur, verfehlte niemals dem jun-

gen Bewerber um die dramatische Muse zu versichern, daß sein Stück gar nicht übel sei, der Stoff aber sei nicht günstig gewählt, der Dialog nicht schlagend genug u. s. w. u. s. w. — Der Autor nahm unverdrossen seine Manuscripte zurück und machte sich aufs Neue an die Arbeit. Auch mit dieser ging es ebenso, mit der nächsten abermals, unveränderlich bekam er vom Director ausweichende Antworten, bis er endlich mißtrauisch wurde und sich bei der letzten Manuscriptrolle überzeugen konnte, daß der Director sie nicht einmal geöffnet hatte. Nach einigen Tagen schickt er dem Director wieder eine Rolle zu, mit weißem Papier säuberlich umwickelt und mit einem rothseidenen Bande zugebunden. Als er nach einiger Zeit sich eine Antwort holte, sagte der Director: „Mein Lieber, Ihr Stück ist reizend, ich habe es mit großem Interesse gelesen, um so mehr muß ich bedauern, es Ihnen zurückgeben zu müssen, der Stoff — "— „Ist er zu alt?" fragte der Autor. — „Nein, im Gegentheil, die einzige Ausstellung, die ich zu machen habe, ist, daß er zu weichlich für mein Theater ist." — „Das ist merkwürdig", rief der junge Autor aus, indem er das Manuscript und eine darin eingewickelt gewesene appetitliche Wurst dem verdutzten Director entgegenhielt, „und ich hatte doch gerade, damit sie nicht zu weichlich sein solle, eine mit Knoblauch ausgesucht."

Ein unbedeutender Mensch, der sich von seiner Frau, einer großen Sängerin, unterhalten ließ, zankte mit ihr und sagte in seiner Wuth: „Du verdienst mich gar nicht!" „Aber ich verdiene Dir!" war die Antwort.

Ein Bostoner Blatt giebt von dem Stimmumfang der Sängerin Parepa-Rosa folgende Beschreibung: 500 Fuß lang, 300 Fuß breit, und hoch wie das Colisseum.

Mr. Cooke, der berühmte amerikanische Tragöde, war an solchen Tagen, an welchen er ein Benefiz hatte, immer besonders aufgeräumt und erlaubte sich mit seinen Freunden Freiheiten, die er sich sonst versagte. Einst als er in Philadelphia engagirt war, ereignete es sich, daß er an solchem Benefiztage ganz ohne Geld war, er hatte aber auch beim Director so viele Schulden, daß er nichts von dem Benefiz beanspruchen konnte. In diesem Dilemma ging er zu einem Pfandleiher und sagte: „Mein Name ist Cooke. Ich habe am heutigen Tage mein Benefiz, der Director kann mich nicht entbehren. Ich habe die Rolle Richard III. zu spielen. Ich möchte aber etwas zu trinken haben und bin ohne Geld, darum komme ich, um ihnen meine königliche Person für 10 Dollars zu verpfänden. Sie mögen mich meinetwegen in eines ihrer Regale oder in einen Schrank legen, wenn Sie mir nur Branntwein besorgen." Der Pfandverleiher zahlte die 10 Dollars aus und schloß Cooke ein. Am Abend füllte sich das Theater bis zum Platzen. Die Schauspieler kamen alle zu gewöhnlicher Zeit, nur Cooke blieb aus. Der Director gerieth in große Verlegenheit und sandte in verschiedenen Richtungen Leute nach Cooke aus. Da kam endlich ein Bote mit einem Billet folgenden Inhalts: „Mein bester Jonas! Ich bin um 10 Dollars verpfändet. Befreien sie mich oder es ist mir unmöglich, an diesem Abend König Richard zu sein. Der Ihrige B. Cooke." Der Director eilte nach dem Orte, wo sein Planet zum Fixstern geworden war, fand ihn bei einer Portion Käse und Bisquits und einer Flasche Branntwein. Im Knopfloch seines Rockes stak ein Papierstreifen mit Pfandnummer 1473 und dem Preise, der auf ihn geliehen worden. Die 10 Dollars nebst Zinsen wurden bezahlt und man eilte ins Theater, wo Cooke kaum Zeit hatte, sich anzukleiden. Er soll den Richard III. nie besser gespielt haben, als an jenem Abend.

Dem berühmten Theater-Dichter Scribe wurde von einem schöngeistigen Bankier eine bedeutende Summe geboten, wenn er dessen Namen als Mitschöpfer auf einem seiner neuen Lustspiele nennen wolle. Scribe lehnte diese ungereimte Zumuthung kurzweg ab, und bemerkte in seiner Antwort: man könne unmöglich ein Pferd und einen Esel zusammen spannen.

Der Bankier erwiederte: „Ihren Absagebrief habe ich empfangen, — wie kommen Sie aber dazu mich für ein Pferd zu halten?"

Unterschied zwischen Ludwig Uhland und Richard Wagner. L. Uhland dichtete: des Sängers Fluch, — R. Wagner componirte: der Sänger Fluch.

Ein reicher Mann, der eine mittelmäßige Sängerin zur Tochter hat, erhielt von einem Director Engagements-Anträge. Der Bescheidene begehrte für seine Tochter nur 6000 Thaler Gage, freie Wohnung und Equipage, drei Monate jährlichen Urlaub u. s. w., und schloß seinen Brief mit den Worten: Ich kann Solches mit vollem Rechte verlangen, da meine Tochter nicht mehr weit davon entfernt ist, um die berühmte Henriette Sonntag einzuholen, ja, ich könnte sie schon jetzt mit Fug und Recht Demoiselle Sonnabend nennen.

Probe aus dem Textbuche der Oper: die Fabier.
(Musik von Langert.)

Chor: „Die Fabier hoch!
Die Wölfe, ja so heißen wir,
Und unsre Feinde beißen wir."

Der Consul singt:
„Vom ganzen Fabierhaus
Lade bei ihrer Pflicht
Die Häupter vor Gericht!
Auch Quint und Max den Sohn,
Sahst du ihn schon?
Hierauf antwortet Sisenna:
Herr, Marcus Lagerstatt ist leer,
Und am Gewand klebt Blut umher.
Verse wie: Rette den Quint —
Leb wohl, mein Kind.
oder: Sieh, liebe Tochter, bist du da?
Nimm den Tribunen — Fabia.

Nachdem man in Neapel den Componisten Mercadante von wegen seiner Oper: „Leonora" zwanzigmal herausgerufen hatte, rief man, um den Spaß complet zu machen, auch dessen — Frau. Arme Frau!

Vor Jahren kam eine junge, äußerlich ziemlich unscheinbare Dame zu dem Theater-Intendanten Hrn. v. Küstner in Berlin mit der Bitte, auf dem Berliner Operntheater auftreten zu dürfen. Es war eine ausländische Künstlerin. Hr. v. Küstner ließ sich mit ihr in ein kurzes Gespräch ein und suchte ihr insbesondere deutlich zu machen, wie gewagt es von ihr erscheine, neben Sängerinnen von „europäischem Ruf" wie eine Tuczek, eine Marx auftreten zu wollen. Die Sängerin beharrte indeß auf ihre Bitte und nachdem man ihre Stimme geprüft, ließ man es kopfschüttelnd zu. Die Sängerin war — Jenny Lind.

Der improvisirte Sänger. Im italienischen Theater zu Paris ergötzte ein seltsamer Vorfall die Versammlung während

des Zwischenaktes. Ein Individuum, als Soldat des vorigen Jahrhunderts costümirt, schlich sich durch die Courtine hervor, trat bis an die Rampe, gab dem Publikum durch eine Gesticulation zu verstehen, daß er angehört sein wolle, und hielt folgenden speech: „Meine Herren, ich muß Ihnen etwas singen — es ist eine Improvisation. Text und Musik, Alles ist von mir. Darauf zog die extravagante Person eine ungeheure, gar nicht improvisationsmäßige Rolle aus der Tasche hervor. „Text und Musik, Alles von mir. — Kein Orchester! ideale Musik!!“ — Das Erstaunen der Zuschauer bei dieser excentrischen Ankündigung zu schildern, ist kaum möglich. Als der Sprecher mit seiner Rede zu Ende war, fing er an, etwas zu singen in einem Kauderwelsch, welches zwischen Französisch und Italienisch hin- und herschwankte. Unglücklicherweise hatten sich zwei Theaterdiener ganz sachte hinter dem Improvisator hergeschlichen, ihn beim Arme gefaßt und hinter die Courtine zurückgeschleppt. Vor den Director geführt, um sich über seinen Schritt zu erklären, sagte der Improvisator, er sei ein einfacher Comparse und engagirt, um Babylonier, Römer, Schotten, überhaupt allerlei Nationen vorzustellen, daß er aber in sich ein Talent verspüre, welches dem Lablache's, Mario's und Ronconi's nicht nachstehe, und da er wisse, daß er keine Rolle bekommen könne, so habe er sich auf solche Weise dem Publikum vorgestellt.

Der Musikalienhändler Schlesinger in Berlin hat bekanntlich die Partitur der Meyerbeer'schen Oper: „Ein Feldlager in Schlesien“, in welcher Friedrich der Große auftritt und die Flöte bläst, an sich gekauft. Die Berliner haben nun den Titel umgetauft und nennen die Oper: „Schlesingers Lager, oder der König geht flöten.“

Ziemlich einfach. Bis in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts — erzählt Cervantes in der Vorrede zu seinen eigenen Comödien — war der ganze Apparat eines Schauspieldichters und Directors in einem Sack enthalten und bestand in vier weißen Schafpelzen, mit Goldborden besetzt, vier Bärten und Perrücken und einigen Schäferstäben. Es gab keine Coulissen, keine Gefechte zwischen Mauren und Christen zu Fuß und zu Pferde, auch keine Gestalten, welche durch die Theaterversenkung aus dem Mittelpunkte der Erde emporzusteigen schienen. Die Bühne bestand aus vier in ein Viereck gestellten Bänken, mit vier oder sechs Brettern darauf, so daß sie sich vier Hände breit über den Fußboden erhob. Man sah keine Engel oder Geister auf Wolken einherschweben; der ganze Schmuck des Theaters bestand vielmehr in einem alten, an Schnüren aufgehängten Teppich, der den Platz der Zuschauer von der Bühne trennte und hinter welchem die Musiker standen, die ohne Begleitung einer Guitarre eine alte Romanze absangen. (Theat.-Locomot.)

In der Opernloge. Diener: Gnädige Frau, kommen Sie gleich nach Haus, Ihren Herrn Gemahl hat der Schlag gerührt. — Antwort: Ich komme gleich, — zum Logenschließer: Geben Sie mir ein Retour-Billet.

Wie man Sänger wird. Vor dreißig Jahren war in Bergamo das Sängerpersonal des Theaters merkwürdig schlecht, während sich der Chor ganz besonders auszeichnete. Die meisten der Choristen aus jener Zeit sind sogar später berühmte Sänger, große Componisten, ausgezeichnete Musiker geworden. Donizetti, Crivelli, Leodoro Bianchini, Mari Doldi sangen sämmtlich zuerst im Chore zu Bergamo. In demselben befand sich damals auch ein sehr armer, sehr bescheidener junger Mann, den alle seine Cameraden vorzugsweise liebten. In Italien werden die Mit-

glieder des Orchesters und des Chors noch schlechter bezahlt als bei uns, wenn das möglich ist. Man kommt vielleicht zu einem Schuhmacher; der Meister spielt die erste Violine, während die Gesellen und Lehrjungen Abends, um ihre Tagesarbeit zu vergessen, im Theater die Clarinette oder Oboe blasen oder Pauken schlagen. Unser junger Mann nun war, um seine arme Mutter besser unterstützen zu können, gleichzeitig Schneidergeselle und Choriſt.

Als er eines Tages Nozari Pantalons anversucht hatte, sah ihn der berühmte Sänger unverwandt an und sagte zu ihm:

„Es ist mir, als hätte ich Dich schon irgendwo gesehen."

„Wohl möglich; Sie werden mich auf der Bühne gesehen haben, weil ich da im Chore mitsinge."

„Hast Du eine gute Stimme?"

„Sie ist nicht besonders; ich bringe mit Mühe das g heraus."

„Laß hören", sagte Nozari, indem er an das Piano trat. „Fang an."

Der Choriſt begann und brachte richtig das g mit Mühe heraus.

„Nun das A."

„Herr, das geht nicht."

„Gieb das A an, Unglücklicher."

Mit großer Anstrengung gelang es dem Choriſten.

„Nun das H."

„Das bin ich nicht im Stande."

„Das H sage ich Dir, oder bei meiner Seele ich . ."

„Erzürnen Sie sich nicht; ich will's versuchen. A . H . A . H."

„Siehst Du!" rief Nozari triumphirend aus . . „Und nun sage ich Dir ein Wort, mein Sohn; wenn Du Dich fleißig üben willst, wirst Du der erste Tenoriſt Italiens werden."

Nozari hat sich nicht geirrt. Der arme Choriſt, welcher, um sein Leben zu fristen, schneiderte und alte Kleidungsstücke ausbesserte, besitzt jetzt ein Vermögen von zwei Millionen Francs und heißt Rubini. (Modenzeitung.)

Das „Journal des Debats“ erzählt, daß das Archiv des Théâtre-Français eine Karte aufbewahrt, die sehr kostbar ist und worauf die Worte geschrieben stehen: „Mein Freund Bonaparte hat in meiner Loge jederzeit freien Eintritt. Talma.“

Bei der Opéra comique in Paris haben Dichter und Componisten, wenn sie eine gewisse Anzahl von Acten dieser Bühne geliefert haben, das Recht des lebenslänglichen freien Eintritts. Mit der Zeit steigen die Acte, und die geforderte Anzahl zu dieser Vergünstigung wird zum zweiten Male erfüllt, oft auch zum Dritten, ja vierten Male, und jedesmal fällt dem Dichter und Componisten das Recht des lebenslänglichen freien Eintritts zu, welches dieselben dann auf andere Personen übertragen. Außerdem kann der Dichter und Componist für ein größeres Werk über 16, für ein kleineres über 8 Plätze verfügen.

Aus Dresden wird folgende kragikomische Episode aus der Geschichte des dortigen Theaterbrandes erzählt: Man befindet sich in einem Probesaal. „Feuer!“ ruft man zur schnellgeöffneten und ebenso schnell wieder zugeworfenen Thür herein. „Verdammter Unfug!“ ruft aufgebracht der die Probe beaufsichtigende Regisseur. „Der Mensch hört doch, daß hier Probe ist, und erdreistet sich ...“ — „Es brennt!“ hört man auf dem Corridor wieder rufen. Der Regisseur reißt heftig die Thür auf und schreit wüthend: „Zum Donnerwetter, ich bitte mir Ruhe aus!“ — „Herr Jeses, es brennt Sie wirklich!“ tönt ihm von einer anderen Seite entgegen. — „Bekümmern Sie sich um Dinge, die Sie angehen, und lassen sie uns in Ruhe!“ herrschte der heldenmüthige Opern-Regisseur, welcher öfter die Zielscheibe von Späßen gewesen zu sein scheint, dem nicht sichtbaren Verkünder eines großen Unglücks entgegen. In diesem Augenblick kommt ein Beamter, Hut und Ueberzieher am Arme, eine Seitentreppe

herabgestürzt. Der Regisseur, nun doch aufmerksam werdend, fragte: „Wo brennt's denn? — „Herr Jeses, wissen Sie's denn nicht? Oben über'm Kronleuchter, ich hab' nur fix meinen Paletot geholt!" — Ohne die letzten Worte des seinen Paletot rettenden Beamten abzuwarten, stürzt der heldenmüthige Regisseur durch das nächste Fenster auf die Straße hinaus, während die im Probesaal befindlichen Sänger gleich darauf von anderer Seite von dem Unglück in Kenntniß gesetzt, noch Zeit genug haben durch die Thüren zu entkommen.

Jenny Lind. „Ein ergötzlicher Vorfall bildete seiner Zeit in Berlin einen Theil des Tagesgesprächs. Als die Sängerin Jenny Lind sich zur Abreise anschickte, wurde ihr bedeutet, daß sie einem gewissen Kritiker ein Geschenk zu machen habe, wie dies alle gastirenden Sänger zu thun pflegten. Das schwedische Mädchen war über diese Sitte nicht wenig erstaunt, fuhr indeß nach mehreren Läden und kaufte zwei prächtige Kandelaber, jeden zu 90 Thaler. Ob sie mit diesen Erleuchtungsinstrumenten eine boshafte Anspielung verband, wissen wir nicht. Der Kritiker war so aus der Fassung gebracht über das Geschenk, er sprach so gewissenhaft von Ehre, Achtung und andern Alltäglichkeiten, daß Fräulein Lind, erschreckt und irre geleitet, schon das Geschenk mit einer Entschuldigung zurückziehen wollte, als die Gattin des Kritikers dem Spiele plötzlich ein Ende machte, indem sie die Kandelaber erfaßte und damit im Nebenzimmer verschwand." Die Jahreszeiten fügen hinzu, daß sie diese Geschichte nicht verbürgen könnten, sie haben dazu auch Ursache, denn die Kandelaber-Angelegenheit hat vor Jenny Lind's Anwesenheit in Berlin gespielt, der wir übrigens die Plumpheit nicht zutrauen, daß sie dergleichen Geschenke persönlich überschleppe. Die Kandelaber sind dem Kritiker von einer andern ebenfalls

berühmten Sängerin überschickt und zurückgewiesen worden; dies können wir verbürgen.

Fanny Elsler besaß in Paris ein sehr großes Ankleidezimmer im Pariser Opernhause, an dessen Eingang zwei große Lakaien in Livrée Wache hielten, aber man sah darin keine weichen Teppiche, sondern nur Kreide, Kreide auf dem Tisch, Kreide auf dem Fußboden, auf der Toilette, denn die Kreide ist das unentbehrlichste Hilfsmittel jeder Tänzerin, die sich die Sohlen ihrer Schuhe damit reibt, um keinen Fehltritt zu thun. Einst trat ein Bühnendichter, Bural, zu Fanny, die ihm mit den Worten entgegenkam: „Ich bin außer mir! ich soll sogleich auftreten, und man hat mir die Kreide gestohlen. Ich habe Alle schon um Kreide ersuchen lassen, aber Niemand will etwas davon haben; man hat sich gegen mich verschworen, sehen Sie, um mich zu hindern, gut zu tanzen. Sie schaffen mir Kreide, nicht wahr?“ — „Aber, mein theures Fräulein, ich weiß nicht, wo ich sie finden soll?“ — „Gehen Sie, ich zahle jeden Preis, Sie haben noch eine Viertelstunde ehe der Vorhang aufgeht, ich erwarte Sie.“ — Es war eilf Uhr Nachts und jedes Gewölbe geschlossen. Herr Bural wußte nicht, wo er die ersehnte Kreide finden sollte. Er ging jedoch fort, kam nach einer Viertelstunde zurück und brachte 10 Stück Kreide mit. „Wie viel bin ich Ihnen schuldig?“ fragte Fanny. „Zehn Gläser Zuckerwasser“, antwortete der Dichter, „denn ich mußte in zehn Kaffeehäuser gehen, um die Kreide zu stehlen.“

In einem Newyorker Blatte schließt eine Kritik über den Gesang eines Herrn Rawbottom folgendermaßen: „Mit einem Worte, Herr Rawbottom sang, als hätte er den Fuß in seine Kehle gesteckt und auf seine Stimme getreten.“

Ein Druckfehler, der zu fatalen Erörterungen hätte Gelegenheit geben können, war an allen Straßenecken am Zettel eines Wiener Theaters zu lesen. Anstatt: „Demois. A . . . ist unpäßlich" und „das Theater wird geheizt" — hieß es: Demois. A . . . wird geheizt" und „das Theater ist unpäßlich".

Ein Tenorist, der als Tamino keine Sylbe vom Dialog auf der Probe auswendig wußte, wurde vom Regisseur hart angelassen: „Herr N., in der Rolle des Tamino muß doch wohl jeder Tenor fest sein, der sich für erste Partien engagirt." Herr N. war verblüfft und wußte nichts zu antworten. Da flüsterte ihm der als Witzbold bekannte Komiker, welcher den Papageno sang, zu: Wie kannst Du Dir das gefallen lassen, Bruder, Du bist vielleicht in einer anderen Bearbeitung einstudirt!" — Alsbald trat der Tenor an den Regisseur: „Herr, wie können Sie sich erfrechen, mich öffentlich so herunterzusetzen? So sage ich Ihnen denn, ich bin in einer anderen Uebersetzung einstudirt. Weiß der Kuckuck, welcher Pfuscher Ihr Soufleurbuch übersetzt hat!" Ein allgemeines Gelächter beschloß diese vollkommen wahre Episode einer Theaterprobe. (Jahreszeiten.)

Nur nicht ausziehen. Eine der hübschesten Schauspielerinnen von Paris, erzählt die Liberté, bekannt durch ihre Unabhängigkeit in finanziellen Dingen, hatte im letzten Jahre in der Umgegend von Paris ein Landhaus gemiethet, aber, wie das in ihrer Gewohnheit liegt, ganz und gar den Miethszins vergessen. In diesem Jahre logirte sie sich wieder in der Villa unter den nämlichen Bedingungen des Vorjahres ein. In den letzten Tagen wendete sich die Eigenthümerin an ihre Mietherin mit den Worten: „Fräulein, es sind nun bereits achtzehn Monate, daß Sie umsonst bei mir wohnen, ich verlange weder für die Vergangenheit, noch für die Gegenwart etwas von Ihnen und möchte Sie nur ge-

beten haben, daß Sie aus meinem Hause fortziehen." — „Aus-ziehen!" entgegnete die Schauspielerin, „aus dieser Behausung, die nun schon meine Freunde kennen, das wäre mein Tod. Reden wir nicht mehr davon, ich willige lieber in eine Steige-rung ein.

In den vierziger Jahren ließ eines Tages der verstorbene König von Württemberg seinen Hoftheater-Regisseur kommen und sagte: „Herr Moritz, ich habe heute den Herrn von * * * zum Intendanten meines Theaters gemacht, sind's damit zufrieden?" Moritz verbeugte sich, ließ ein ironisches Lächeln um seine Lippen spielen und sagte: „Majestät, ihren ehemaligen Stallmeister?" „So ist's", rief der König, „hierzu eignete er sich nicht, aber in dieser Stellung wird's schon gehen!" Mit diesem Bescheid wurde Moritz gnädigst entlassen und der Mann, der nicht recht im Marstall Bescheid wußte, trat sein hohes Amt im Tempel der Kunst an. Aber wie!

Da kam ein talentvoller Sänger, dessen Frau eine nur als seine, zwar schlechtere, aber untheilbare Hälfte im Schauspiel tolerirte „Künstlerin" ist, zum Intendanten und klagte, daß man „Madame" die Rolle der Lady Milfort abgeholt. „Das ist ja die beste Partie meiner Frau." — „Sie irren, mein Bester", erwiederte der Intendant, „Ihre Frau Gemahlin hat nur eine einzige gute Partie aufzuweisen — das ist die, welche sie an Ihnen gemacht hat."

Ein stummer Tenorist. „In der nächsten Zeit soll die „Stumme von Portici" mit Herrn Nachbaur in der Titelrolle in Scene gehen. (!) Wer tanzt den Masaniello?"

(Münchener Theater-Journal.)

Die gefeierte Schauspielerin Blondine in Marseille fand jeden Abend beim Hervorruf unter den kostbaren ihr zugeworfenen Blumen ein Veilchenbouquet für 2 Sous. Sie wurde neugierig, den ausdauernden, augenscheinlich armen Verehrer kennen zu lernen und eine ihrer Colleginnen machte ihn auch ausfindig. Es war ein ärmlich gekleideter, kaum siebenzehnjähriger Jüngling mit dunklem, schwärmerischem Auge. Blondine ließ ihn im Zwischenakte rufen. Er kam und seine Kniee zitterten, die Zunge versagte ihm den Dienst, als er seine bescheidenen Veilchen an ihrem Busen erblickte. Da plötzlich springt er auf sie zu, umarmt sie, daß sie fürchtet, — er habe den Verstand verloren — doch bald erkannt sie den wahren Grund — sie war der Gasflamme zu nahe gekommen — ihre Roben hatten Feuer gefaßt, er hatte es erdrückt, sie war gerettet, doch er, — starb an den Brandwunden und Blondine konnte nichts thun als — sein Grab ganz in Veilchen hüllen.

Ein Journalist in New-York behauptete, die berühmte rothe Farbe der Schauspielerin Miß Lydia Tompson wäre eine künstliche. Miß Lydia hatte nichts Eiligres zu thun, als ihre Haare von einem Chemiker untersuchen zu lassen und auf Grund gegen den verleumderischen Journalisten eine Entschädigungsklage anzustrengen. Der Richter verurtheilte in der That den Journalisten zum Widerruf und zur Tragung der Kosten der chemischen Expertise wie des Gerichts, und begründete sein Urtheil damit, daß Fräulein Tompson im Rechte sei, sich über den Zweifel an einer Eigenschaft gekränkt zu fühlen, welche ihre „größte Anziehungskraft" bildet. Eines maliciösen Beigeschmackes entbehrt dieser Richterspruch keineswegs.

Die Choristen im Variétés-Theater in Lille fühlten sich in ihrem Ehrgefühl derart gekränkt, daß sie sich weigerten zu singen. Ein Esel nämlich, ein wirkliches Grauthier, hatte im ersten Acte eines Stückes aufzutreten und führte seine Partie stets so sicher aus, daß ihm ein Spielhonorar von 3 Francs für den Abend ausgesetzt war. Die Choristen aber bezogen nur 40 Sous und protestirten gegen diese Ungleichheit ihren Gagen. Es begab sich eine Deputation von ihnen zum Director des Theaters und erklärte: Entweder würden sie auf dieselbe Gage des Esels gesetzt werden, oder sollte der Esel sich auch mit 40 Sous begnügen, widrigenfalls sie sämmtlich ihre Entlassung verlangen würden. Der Esel im Bewußtsein seiner Unentbehrlichkeit, ließ durch seinen Herrn erklären, daß er auf den Antrag der Herabsetzung der Gage nicht eingehen könne. Der Director andererseits konnte auf die Gagenerhöhung des Chorpersonals nicht eingehen, und um den Streit zu schlichten, führte er nun das Stück in umgekehrter Ordnung auf, so daß er beim zweiten Acte begann — der Esel war im ersten beschäftigt. So brachte das Chorpersonal den bevorzugten Collegen zum Fall.

Eine Sängerin, welche von einem Stutzer gefragt wurde, warum sie noch nicht verheirathet sei, antwortete: „Weil ich mich noch nicht in der Lage befinde, einen Mann zu ernähren.“

BOSTON COLLEGE
3 9031 024 20970 2

Druck von G. A. Koenig in Erfurt.